In der Falle

Die amerikanische Geisel Charles Glass kam frei – weil der Iran Syrien im Golfkrieg mehr denn je braucht.

Der späte Gast kam barfuß, in schmutziger Hose und zerfetztem Hemd. „Hello", begrüßte er den Nachtportier des West-Beiruter Luxushotels „Summerland", „ich bin Charlie Glass und brauche Schutz."

So meldete sich vergangenen Dienstag früh um halb drei der amerikanische Journalist Charles Glass, 37, in die Freiheit zurück. Nach 62tägiger Geiselhaft in den Händen der proiranischen libanesischen Terrorgruppe Hisb Allah (Partei Gottes) war es ihm Minuten vorher gelungen, seine schlafenden Bewacher zu überlisten und aus seinem Kerker im siebten Stock eines West-Beiruter Wohnhauses zu flüchten.

Vom „Summerland" fuhr Glass kurz darauf in einem von syrischen Elite-Soldaten eskortierten Konvoi in die drei Autostunden entfernte syrische Hauptstadt Damaskus. Der Tag war gerade angebrochen, als die befreite Geisel vor der US-Botschaft abgesetzt wurde.

Wenig später ließ es sich Syriens Außenminister Faruk el-Schaaraa nicht nehmen, Glass persönlich zu verabschieden. Bevor der Amerikaner in einem Privatjet nach London flog, wo Frau und fünf Kinder auf ihn warteten, bedankte er sich artig bei „der syrischen Regierung", speziell „beim Präsidenten Assad" für die „geleistete Hilfe".

Dafür hatte Glass einigen Grund. Denn seine wiedergewonnene Freiheit verdankte der Reporter – was er zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht wissen konnte – nicht etwa seiner eigenen List oder der Schlafmützigkeit seiner Aufpasser. Sein „Ausbruch" war vielmehr das Resultat wochenlanger Geheimverhandlungen zwischen den USA, Syrien und dem Iran.

Denn ausgerechnet das Teheraner Mullah-Regime, dessen Treibminen im Golf amerikanische Fregatten und umgeflaggte Tanker bedrohen und dessen fanatischer Revolutionsführer Chomeini die gesamte moslemische Welt zum Kampf gegen den „großen Satan" USA mobilisieren möchte, spielte in der Geiselbefreiung die Schlüsselrolle.

„Ohne uns", brüstete sich vergangenen Donnerstag denn auch der mächtige Teheraner Parlamentssprecher Rafsandschani, hätte „Glass seine Familie nicht wieder in die Arme schließen können".

Doch in Wirklichkeit ging es bei der „humanitären Geste" (so Rafsandschani) weniger um die Pflege des Verhältnisses zu Reagans Amerika, sondern um das zu Syrien – seit Ausbruch des Golfkrieges im September 1980 wichtigster arabischer Verbündeter der iranischen Theokraten.



Syrischer Kontrollposten in West-Beirut: Blamierte Ordnungsmacht

Diese Allianz, deren stärkste gemeinsame Klammer der tiefe Haß auf das Regime des irakischen Staatschefs Saddam Hussein ist, kam in den vergangenen Monaten gefährlich ins Wanken. Der Streit der Bündnispartner hatte sich im Libanon entzündet.

Im bürgerkriegszerstörten Levante-Staat wollen Chomeini-treue schiitische Libanesen eine „Islamische Republik" errichten – mit ideologischer und materieller Unterstützung Teherans. Vor allem im moslemischen Westteil der Hauptstadt Beirut übernahmen die Fanatiker, größtenteils in der Gottespartei Hisb Allah organisiert, die Kontrolle und entführten in den vergangenen Jahren mindestens neun Ausländer, darunter auch im Januar 1987 die Deutschen Rudolf Cordes und Alfred Schmidt.

Syriens Präsident Hafis el-Assad, 59, der den Libanon ohnehin historisch als Teil eines „Großsyrischen Reiches" betrachtet, schickte im vergangenen Februar eine etwa 7500 Mann starke Armee nach West-Beirut. Diese Truppe – so sein Kalkül – solle weltweit Syriens Rolle als Ordnungsmacht unter Beweis stellen. Weiterer Hintergedanke der Invasion: Druck auf die Geiselnehmer und deren Teheraner Hintermänner auszuüben, um möglicherweise einige Geiseln zu befreien.

Solch einen Prestigeerfolg hat Assad bitter nötig, seit er voriges Jahr in den – nur zum Teil bewiesenen – Verdacht geriet, einer der Schutzherren des internationalen Terrorismus zu sein. Dabei traf ihn die Abkühlung der diplomatischen Beziehungen vieler westlicher Staaten zu seinem Land weit weniger als weitreichende Wirtschaftssanktionen,



Syrischer Präsident Assad
Geiselbefreiung als Chefsache

die seinen krisengeschüttelten Staat noch näher zum Bankrott trieben.

Doch Assads Rechnung – Geiseln gegen Image-Verbesserung – ging nicht auf, weil die Hisb-Allah-Kämpfer der syrischen Ordnungstruppe ein Blutbad androhten, falls Assads Soldaten in die Hisb-Allah-Hochburgen in den südlichen Vororten eindrängen.

Weil ihn das Bündnis mit dem Iran auch im arabischen Lager immer weiter zu isolieren drohte, traf sich der schlaue Fuchs Assad im April 1987 mit dem verfeindeten Iraker Saddam Hussein. In einem jordanischen Grenznest konferierten sie fünf Stunden über Wege zu einer Wiederversöhnung – der Gastgeber, König Hussein, hatte noch den saudiarabischen Kronprinzen Abdullah an den Verhandlungstisch gebeten. Der stellte Assad für den Fall des Bruchs mit dem Iran „großzügigste" Wirtschaftshil-

fe in Aussicht. Assads Geheimvisite war von seinem engsten Verbündeten UdSSR befürwortet worden.

Teherans Reaktion auf diesen „Verrat" (so Parlamentssprecher Rafsandschani): Hisb-Allah-Milizionäre entführten im Juni auf der West-Beiruter Flughafenstraße Charles Glass – und das ausgerechnet unter den Augen eines Kontrollpostens der syrischen Ordnungsmacht. Assad, der sich wiederholt für die Sicherheit aller Ausländer verbürgt hatte, stand nun vor aller Welt blamiert da. Die Befreiung gerade dieser Geisel galt deshalb fortan als „Chefsache".



Ex-Geisel Glass
Umstrittene Flucht

Assad schickte Geheim-Emissäre nach Teheran, die den Mullahs mit einer weiteren Verschlechterung der Allianz bis hin zum Bündnisbruch drohten, falls der Iran seinen Einfluß auf die Geiselnehmer nicht geltend mache.

Ein Ausscheren Syriens aber aus der Anti-Irak-Front würde Saddam Hussein von schwerem Druck befreien und ihm womöglich wieder das Übergewicht in der Schlacht gegen den Iran geben.

Vergangenen Monat ließ Ronald Reagan über seinen Uno-Botschafter Vernon Walters dem Syrer Assad eine schmeichelhafte Nachricht zukommen. Walters im Damaszener Präsidenten-Palast: „Reagan weiß sehr wohl, welch bedeutende Rolle Sie im Libanon spielen. Er weiß, daß Sie die Geisel freibekommen." Und: „Mein Präsident ist überzeugt, Sie schaffen es."

Dann setzte Sonder-Emissär Walters nach orientalischer Basar-Sitte noch einen drauf: Wenn Syrien Charles Glass die Freiheit verschaffen würde, garantiere Reagan, daß der im Herbst 1986 abgezogene US-Botschafter „in einer Woche, spätestens in zwei wieder in Damaskus" sein werde. Damit wäre Syriens internationale Ächtung beendet, die Wirtschaftshilfe könnte wieder üppig fließen.

Da kam Assad ein Unglück zupaß, das die gesamte islamische Welt schockte: das Blutbad unter Hunderten von Pilgern in der heiligen Stadt Mekka, provoziert von iranischen Extremisten. Syrien kondolierte öffentlich dem saudischen Herrscherhaus und setzte sich damit deutlich vom verbündeten Iran ab.

Als kurz darauf Teheraner Spitzenpolitiker Saudi-Arabien und mit dem Irak befreundeten Golfanrainern wie Kuweit militärische Gegenschläge androhten, kam die Stunde Assads, dem laut Henry Kissinger „interessantesten Politiker im Nahen Osten".

Syrien, so ließ der Präsident erklären, werde es „niemals hinnehmen", wenn die Iraner ihren Krieg auf andere arabische Länder ausdehnten. Dann, so drohte etwa sein persönlicher Freund, der syrische Geschäftsmann Umran Adham, werde Syrien notfalls „an der Seite eines arabischen Landes" gegen den Iran kämpfen.

Die Drohung zeigte bei den sonst so arroganten Mullahs Wirkung: Denn gerade nach den Ereignissen von Mekka, die Irans Isolation in der überwiegend sunnitisch orientierten Moslem-Welt noch verstärkte, hätte der Bruch mit dem einzigen Verbündeten schlimme Wirkung etwa auf die wachsende Kriegsmüdigkeit des 45-Millionen-Volkes.

Um das Bündnis wieder zu festigen, auf das der Iran mittlerweile viel stärker angewiesen ist als Syrien, befahl Teheran seinen libanesischen Hisb-Allah-Satrapen, den Amerikaner Glass freizulassen. Einzige Bedingung der Gotteskrieger: Um ihr Gesicht zu wahren, mußte Glass die Möglichkeit zur „Flucht" geschaffen werden.

Das Pokerspiel Assads gegen Teheran könnte in naher Zukunft zu weiteren syrischen Erfolgen führen. Ein enger Präsidentenberater vergangene Woche in Damaskus: „Das war nur der erste Schritt. Der Iran sitzt jetzt in der Falle. Denen holen wir so viele Geiseln heraus, wie wir nur wollen."

US-LUFTFAHRT

Äußerste Grenze

Schlampige Wartung, überforderte Piloten, knauserige Luftlinien: Die Flugsicherheit in den USA sinkt, Beinahe-Katastrophen häufen sich.

Fliegen in den USA", klagte der demokratische US-Senator Robert Byrd aus West Virginia Ende Juli, „ist ein Glücksspiel geworden – ein tödliches Glücksspiel."

James Burnett, Chef des National Transportation Safety Board, hatte es kurz zuvor noch etwas deutlicher gesagt: „Die Wahrscheinlichkeit einer großen Katastrophe wird im Sommer 1987 unablässig steigen."

Am Sonntag, den 16. August 1987, war sie da. Ein vollbesetzter DC-9-Mittelstrecken-Jet der angesehenen Fluggesellschaft Northwest Airlines schaffte den Start vom Flughafen Detroit nicht, rasierte mit einer Tragfläche das Büro der Avis-Autovermietung ab, warf ein paar Mietwagen um und ging hinter dem Gebäude nieder. Unter einer Straßenbrücke, die ihm beide Flügel abriß, explodierte der Jet: 154 Menschen starben, darunter mehrere Familien. Ein vierjähriges Mädchen überlebte schwerverletzt.

Es war die größte Katastrophe der amerikanischen Zivilluftfahrt seit 1979 und die zweitgrößte der US-Geschichte überhaupt. Nachdem zuerst die Triebwerke, dann Saboteure und schließlich das Wetter verdächtigt worden waren, kam dank des Flugschreibers ein weiterer möglicher Grund hinzu: menschliches Versagen.

Die Crew, so die amtlichen Rechercheure, habe die Vorflügelklappen nicht aus den Tragflächen ausgefahren, der Jet erreichte nach dem Abheben nicht den erforderlichen Auftrieb und schmierte ab – ähnlich wie 1974 beim Absturz eines Lufthansa-Jumbos in Nairobi.

Aus geringer Höhe zu Boden gefallen wäre ein paar Tage vorher um ein Haar auch Amerikas bestbewachter Vielflieger: US-Präsident Ronald Reagan. Beim Anflug auf die Präsidenten-Ranch in Kalifornien stieß der Reagan-Hubschrauber fast mit einem Privatflugzeug zusammen, das ein vom Dienst entwichener Soldat steuerte – ohne zu wissen, daß er durch gesperrten Luftraum flog.

Leichtsinn, Inkompetenz und Überforderung der technischen Systeme haben das Fliegen über Amerika in eine Art russisches Roulette verwandelt. Zwar managen die Fluglotsen des Landes täglich mehr als 34 000 Starts und Landungen allein der großen Fluggesellschaften. Zwar hat es in den USA seit 1985 im Linienflugverkehr nur etwa 400 Tote gegenüber 100 000 Toten im Straßenverkehr gegeben. Aber die Zahl der Beinahe-Katastrophen nimmt bedenklich zu.

„Es ist klar, daß der Luftverkehr außer Kontrolle geraten ist", folgert Fluglotse Anthony Skrilich aus Los Angeles, „wenn wir nicht einmal den Präsidenten schützen können." Denn, so der Mann weiter: „Die Regeln des Verkehrs auf Sicht stammen aus der Segelschiffszeit."

Allan McArtor, neuer Chef der Washingtoner Luftfahrtbehörde FAA, sieht das nicht ganz so dramatisch, doch immerhin kritisch: „Das Flugsicherheitssystem ist zwar sehr unter Streß, aber nicht unsicher."

Wie sehr unter Streß, das zeigt eine Auswahl der Beinahe-Katastrophen dieses Sommers: